

Dossier – Aufbruch

Fortsetzung von Seite 27

Einen Meilenstein beschreibt Joshua Green, leitender Redakteur des Politikmagazins *The Atlantic*. Bereits im Jahr 2001 soll es Hillary Clinton in jenen hochrangigen Gebetskreis geschafft haben, der seit Mitte der 1940er Jahre besteht und als politisches Allerheiligstes der Hauptstadt gilt. Rund ein Dutzend Senatoren würde sich dort jeden Mittwoch treffen, um unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu beten und zu diskutieren. Clinton legte eine beharrliche Offenheit an den Tag, die gefiel: Kannte man sie erst einmal, war man von ihren Fähigkeiten überzeugt. Seither laufen die Amtsgeschäfte wie geschmiert, und viele Kompromisse entstehen nicht selten über Parteigrenzen hinweg. Die Wiederwahl Clintons geriet zuletzt beinahe zur Formalität.

Dennoch könnte es genau dieses Händchen für Kompromisse sein, das ihr in den Vorwahlen ausreichend Führungseignung abspricht – trotz profunder Politerfahrung und einem enormen Potenzial bezüglich Fundraising.

Der Schatten von Lewinsky

Bei den Demokraten scheint unterdessen die Angst vor ihrer Kandidatur größer als vor ihrem Verzicht. Clinton polarisiert, und das kann man nun so gar nicht gebrauchen. Immerhin geistert eine Umfrage des Marist Colleges durchs Land, wonach 47 Prozent der Amerikaner „definitiv nicht“ daran dächten, ihr die Stimme zu geben. Gleichzeitig aktiviert sie als „eine Clinton“ die ihrem Mann verbundene Anhängerschaft, was für manche einer Art dritten Amtsperiode des Ex-Präsidenten gleichkommt. Doch bereits hier beginnt die

Gratwanderung: Unterstützt er sie zu tatkräftig, würde sie wohl von seiner Redegewandtheit profitieren, gleichzeitig unter dem augenfälligen Unterschied leiden: Der unnachahmlichen Art Bill Clintons, Leute mit seinen Reden für sich zu gewinnen, kann sie nicht das Wasser reichen. Sie wirkt stets etwas steif und schaffte es bisher auch nicht, ihren vorzüglichen privaten Humor, den Freunde und Feinde bestätigen, ins Öffentliche zu übersetzen.

Hinzu kommen Zweifel, ob bereits ausreichend Gras über den Fall Lewinsky gewachsen ist und dieser Hillary nicht erneut belasten könnte. Kein Demokrat will das Land daran erinnern, dass dieses einst Einblick in die Schlafzimmerschichten seines Präsidenten hatte.

Schließlich werden auch Erinnerungen an „Hillarygate“ wach, das bittere Scheitern Clintons an der Gesundheitsreform, das die Demokraten bei den anschließenden Wahlen die Mehrheit im Kongress kostete. Die Niederlage ist auch heute noch von Bedeutung, zumal sie einen Ausblick darauf geben könnte, wie sich Clinton in einem Schmutzkübel-Wahlkampf halten würde – und angesichts der zu erwartenden Polarisierung rechnen die Demokraten mit einem solchen.

Der Fehltritt Irak

Eine eiserne Wahlkampfregel lautet, dass die richtige Meinung zur wichtigsten Frage der Stunde schon einmal ungenügende politische Vergangenheit wettmacht. Außer Zweifel steht, dass die Position im Hinblick auf den Irakkrieg entscheidend für den Wahlausgang 2008 sein wird. Eine ablehnende Haltung gegenüber dem 400 Mrd. US-Dollar (308 Mrd. Euro) teuren und von der Bevölkerungsmehrheit abgelehnten Krieg kommt daher nicht ungelegen.

Obama bezeichnete diesen bereits 2002 als „dumm“. Ohne internationale Unterstützung hineinzugehen, so zitiert er in

einem aktuellen Podcast seine Aussagen von vor vier Jahren, würde das Militär auslaugen und den Mittleren Osten destabilisieren. Bei einer Veranstaltung in der Bostoner John F. Kennedy-Bibliothek Ende letzten Jahres sprach er sich für einen stufenweisen Rückzug aus, zumal es „keine militärische Lösung im Irakkrieg“ gäbe. Der amtierende Präsident George W. Bush will seine Truppen um weitere 20.000 US-GIs verstärken und denkt offensichtlich nicht an den baldigen Rückzug.

Clintons Irak-Position lässt sich schon schwieriger verkaufen. Nicht nur stimmte sie für den Einzug, auch besteht sie heute noch darauf, dass ihre Entscheidung kein Fehler gewesen sei. Vielmehr hält sie es mit der Unterscheidung, dass sie mit ihrem Ja die UNO-Waffeninspektoren zurück in den Irak bekommen wollte.

Die Rechenaufgaben

Aus Unzufriedenheit mit der Wahl einer schillernden Person zu liebäugeln und dies beim Urnengang auch entschlossen umzusetzen, sind für Wahlstrategen letztlich zwei verschiedene Paar Schuhe. So zeigt sich einer aktuellen Umfrage zufolge die Mehrheit der Leute gewogen, einen qualifizierten weiblichen oder afroamerikanischen Kandidaten zu wählen. Auf die Frage, ob sie dies auch von anderen annehmen, erhielten Meinungsforscher divergierende Antworten: Nur rund ein Drittel traut dem Land als Ganzes einen solchen Schritt zu. Nicht ganz ohne Grund: Seit knapp 220 Jahren sind US-Präsidenten weiß und männlich. Der Erfolg Clintons und Obamas hat die heraufdämmernde Wahlkampfdiskussion auf offensichtlichem Level verankert: Können es eine Frau oder ein Farbiger ins höchste Amt des Landes schaffen?

Die Milchmädchenrechnungen lassen im Augenblick höchstens Vermutungen zu. Zwar ist die Mehrheit der Amerikaner weiblich, allerdings

tendieren Frauen gegenüber Geschlechtsgenossinnen zu erhöhter Kritik: Einem weiblichen Kandidaten würde mehr Perfektion als einem charismatischen afroamerikanischen abverlangt. Der Wunsch, sich mit der Person zu identifizieren, und Erfahrungen im täglichen Leben würden dieses Verhalten geradezu diktieren, so die Ansicht der Meinungsforscher. Hinzu kommt, dass Frauen verwundbarer gegenüber Angriffen auf ihre Führungsstärke und Durchsetzungskraft seien. Insbesondere Attacken der Rechten, etwa in der Tonart, dass wertvolle Steuergelder für illegale Zuwanderer aufgewendet würden, ließen weibliche Mitstreiter rasch nachgiebig aussehen.

Trotz Frühstarts in den Vorwahlkampf werden erst im Laufe dieses Jahres die Weichen für den weiteren Wahlkampf gestellt. Auch gab es in der Vergangenheit bereits Kandidaten, die früh dominierten, dann jedoch rasch nachließen. Entscheidend wird etwa sein, inwieweit die Republikaner erneut die nationale Sicherheit thematisieren. Eine mögliche Kandidatur Rudy Giulianis, jenem Bürgermeister der New York mit seiner „Zero-Tolerance-Strategie“ Anfang der 1990er Jahre in puncto Kriminalität „säuberte“, später die Stadt aus dem 9/11-Tal führte und seither als „Mister Security“ gilt, könnte diese Richtung festlegen. Ebenfalls ist völlig offen, ob es bei den Demokraten zu einem gemeinsamen Lauf von Obama und Clinton kommen könnte.

Unbedingt nachzudenken gilt es im Wahlkampf über den gesellschaftspolitischen Nachholbedarf des Landes. Immerhin schaffte es einer der Favoriten nur so weit, weil er nicht „zu schwarz“ ist und so weiße Wähler nicht verschreckt. Und Clinton erhält wohl nur eine Chance, wenn sie die USA möglichst vergessen lässt, dass sie eine Frau ist.

Alexandra Riegler
aus New York



GLEICH VOLL DURCHSTARTEN

SILVER: START-UP

Silver:Start-Up ist das ideale, umfassende Kommunikations-Paket für Jungunternehmer*. Es vereint die Vorteile einer professionellen Internet-Infrastruktur, samt 2048/512 KBit/s schneller Standleitung, mit einer Webhosting-Lösung für gehobene Ansprüche sowie mit der virtuellen Telefonnebenstellenanlage Silver:VoIP:PBX:mini.

SILVER SERVER
WWW.SIL.AT // TELEFON 059944

*Gültig, wenn Firmengründung zum Bestellzeitpunkt lt. Firmenbucheintrag nicht länger als 3 Jahre zurückliegt



Hillary Clinton will endlich aus dem Schatten ihres Mannes treten. Ob es auch ein „Standing up for USA“ als Präsidentschaftskandidatin geben wird, ist trotz mächtigem Netzwerk ungewiss. Foto: EPA